

## Verfolgung – Zwangsarbeit im Burgenland – Todesmärsche

(Szabolcz Szita)

### Verfolgung

Am 19. März 1944 wurde Ungarn durch Truppen des Großdeutschen Reichs besetzt. Nach wenigen Tagen politischen Feilschens ernannte Ungarns Reichsverweser Miklós Horthy Döme Sztójay zum Ministerpräsidenten und beauftragte ihn mit der Regierungsbildung. Gemäß Hitlers Generalbevollmächtigtem in Ungarn, Edmund Veessenmayer, hatte er eine “unter deutschem Patronat stehende Regierung” zu bilden.

SS-Standartenführer Veessenmeyer betrachtete dabei als Kernpunkt seiner Mission, eine Staatsordnung zu schaffen, die den ungarischen Behörden weiterhin eine gewisse Handlungsfreiheit zusichert und die Besatzungsmacht von den unmittelbaren Verwaltungs- und polizeilichen Aufgaben entlastet. Dadurch waren auch verhältnismäßig wenig deutsche Soldaten im Lande notwendig. Die deutsche Wehrführung konnte ihren Willen durch die ungarische Regierung und Armee, durch die einheimischen Verwaltungsapparate zur Geltung bringen.

Bis zur reibungslos durchgeführten Besetzung Ungarns, die nicht durch die geringsten Anzeichen des organisierten Widerstandes getrübt wurde, lebte die jüdische Bevölkerung mehr oder weniger in Sicherheit. Doch die Besatzungsmacht erlangte beinahe ausschließlich das Recht, über die ungarischen Juden zu verfügen. So kam es in Budapest und vielen anderen Städten des Landes bereits am Tag der Okkupation massenhaft zu Verhaftungen und Geiselnahmen. Einen Tag zuvor, bei den Unterredungen der beiden Staatsführer am 18. März 1944, machte Horthy Adolf Hitler enorme Zugeständnisse. Eine der schwerwiegendsten Folgen des Klessheimer Treffens war, dass die “als Juden geltenden” ungarischen Staatsbürger der SS und der Gestapo ausgeliefert wurden. Nun begann der letzte Abschnitt der sogenannten “Endlösung” auch in Ungarn.

Die zum “Ungarn-Einsatz” vorgesehenen Einheiten der SS, der Wehrmacht und der Polizei wurden von den zuständigen Leitern des Sicherheitsdienstes bei Linz zusammengezogen. Hier im Konzentrationslager Mauthausen wurde die ungarische Einsatzgruppe zusammengestellt. Sie stand erst unter dem Kommando von SS-Oberführer Dr. Achamer Pfirader, der aber dann kurz nach dem Einmarsch in Ungarn durch Dr. Geschke abgelöst worden ist. Dieser hatte über acht Einsatzkommandos Befehlsgewalt, so auch über das als Judenkommando berühmt-berüchtigt gewordene Sondereinsatzkommando Eichmann (SEK).

Das SEK hatte gemäß den “Richtlinien” des Reichssicherheitshauptamtes, nach dessen gut ausgearbeiteten und in anderen besetzten Ländern Europas bereits erfolgreich durchgeführten Plänen, die in Ungarn lebende jüdische Bevölkerung zum Zweck der “Endlösung” erst abzusondern und dann aus dem Land abzuschieben.

Eichmanns Lebensziel war die “Ausrottung” des Weltjudentums, und er wollte die “Judenfrage” in Ungarn möglichst rasch und radikal “lösen” – doch ohne viel Aufsehen, um ein “zweites Warschau” zu vermeiden.

Zur Verwirklichung seiner mörderischen Ziele wählte Eichmann seine erfahrensten und versiertesten Mitarbeiter aus. (SS-Obersturmbannführer Hermann Krumei (Rangältester im Judenkommando), SS-Hauptsturmführer Franz Abromeit, Bethke, Wilhelm, Schmidtsiefen, Dr. Siegfried Seidl, Franz Novak und Dieter Wisliceny....)

Die Geschichtsschreibung schätzt die Stärke des “Judenkommandos” sehr unterschiedlich ein, manche Historiker kommen an die 150 bis 200 Mitglieder. In der Tat war es ein zahlenmäßig kleines Kommando, dessen Stärke in der Erfahrung bei Deportationen, Beweglichkeit sowie in der Vielfalt der angewendeten Methoden lag.

Eichmann, Krumei und Wisliceny waren anfangs vor allem darum bemüht, die Vorsteher der jüdischen Gemeinde von Budapest zu täuschen und einzuschüchtern. Währenddessen beschlagnahmte ihr Kommando Wohnungen von Juden, und verhafteten immer mehr jüdische Menschen. Mit Unterstützung von der Budapester Zentrale des Volksbundes der Deutschen in Ungarn leihweise zur Verfügung gestellten Helfershelfer bzw. in geringerer Zahl ungarische Polizeikräfte verhafteten die SEK-Männer in der ersten Woche – wie es aus einem Wehrmacht-Bericht des Oberbefehlshabers Südost hervorgeht – 3076 ungarische Juden.

Viele, besonders der gesellschaftlich besser gestellten Juden retteten sich vor den bevorstehenden Leiden und Diskriminierungen in den Tod. Die erschütternde Selbstmordwelle begann in Budapest mit der 31jährigen Büroangestellten Klára Vajda. Ihr folgten viele andere. Sie vergifteten sich mit Gas, Medikamenten oder Nikotin. Sie sprangen aus höheren Etagen der Mietshäuser oder öffneten sich die Pulsadern. Es kam in dieser ersten Zeit der Besatzung vor, dass an einem einzigen Tag nicht weniger als siebzig Menschen Selbstmord begingen. Unter ihnen auch solche, die aus anderen von den Nazis besetzten Ländern Europas nach Ungarn geflohen waren.

Eichmann konnte seine Ziele so schnell und reibungslos nur “dank” seiner ungarischen Helfershelfer verwirklichen. Der Staatssekretär für Inneres, László Endre, Gendarmeriemajor László Bakó und Oberstleutnant der Gendarmerie László Ferenczy glaubten verblendet durch ihren Judenhasse eine “historische Rolle” zu spielen. In Wirklichkeit waren sie lediglich Instrumente, Lakaien einer arrogant-zynischen Besatzungsmacht.

Für 825.000 als Juden geltende Menschen war die deutsche Okkupation eine tragische Wende. Sie glaubten an die ungarische Rechtsordnung und Miklós Horthy, wurden aber von beiden im Stich gelassen. Eichmann gelang es, durch seine Anordnung die zur Selbstverteidigung notwendigen Verbindungen und Informationsnetze der Juden lahmzulegen und zu zerstören. Am 21. März wurde der Zentrale Judenrat installiert, dessen Aktivitäten sich in erster Linie auf Beruhigung und Beschwichtigung der verängstigten jüdischen Menschen richteten.

Man schürte die Angst der Bevölkerung durch Verschleppung von ungarischen Fabrikanten, Großaktionären und Geschäftsführern jüdischer Herkunft, auch wollte man dadurch die noch teilweise wirtschaftliche Konkurrenz beseitigen.

Am 29. März wurde von der Sztójay-Regierung die sogenannte “Judenstern-Verordnung” abgesehen. Am 5. April trat dieses Gesetz mit all seinen Folgen für die jüdische Bevölkerung, betreffend Beruf und persönliche Freiheit, in Kraft. Trotz Hetzkampagnen jeglicher Art verhielt sich das Groß der ungarischen Bevölkerung, als ginge sie all das nichts an.

Am 7. April wurde die streng geheim gehaltene Anordnung getroffen die Juden abzusondern und in regionale Sammellager zu bringen. Man begann die jüdische Bevölkerung der ungarischen Provinz auf Namenslisten zu erfassen und insgeheim ihre Deportation – nach Verwaltungsbezirken der Gendarmerie – vorzubereiten. In den einzelnen Ortschaften erließ die Gestapo- bzw. SD-Dienststelle die einzelnen Anweisungen die jüdische Bevölkerung betreffend. Dabei wurde immer wieder betont: Die Juden könnten fest damit rechnen, menschlich behandelt zu werden, falls sie nur die deutschen Wünsche restlos erfüllen.

Nachdem am 29. März der südwestliche Teil Transdanubiens und am 1. April Nord-Siebenbürgen und die Karpaten-Ukraine zum Kriegsschauplatz erklärt wurden, wurden noch am selben Tag drei Städte, “die von besonders großer Anzahl von Juden bewohnt” waren (Beregcsész, Munkács und Ungvár), abgeriegelt und isoliert. Bald darauf begann man die

Juden in Ghettos zu sperren. Als nächstes wurde der "Fahrplan" der sogenannten Säuberungsaktionen genau festgelegt. Die Menschenjagd sollte – grob gesprochen vom Nordosten des Landes nach Westen – in den folgenden Gendarmeriebezirken bzw. im Aufsichtsbereich ihrer Polizeireviere stattfinden: Kassa, Marosvásárhely, Kolozsvár, Miskolc, Debrecen, Szeged, Pécs, Szombathely, Székesfehérvár und Budapest. Zuletzt sollte also die ungarische Hauptstadt "gesäubert" werden.

An den beiden letzten Apriltagen wurden Juden aus dem provisorischen Schubhaus in Bácsstopolya, aus dem Ghetto und Internierungslager Nagykanizsa sowie aus dem Internierungslager Kistarcsa in Eisenbahnwaggons geladen und mit je einem Transportzug in Richtung Großdeutsches Reich abgeschickt. Diese waren die unmittelbaren Vorläufer der "großen" Deportationen von mehreren hunderttausend Menschen. Vom weiteren Schicksal, dieser ersten "Transporte" blieb wenig überliefert. Es steht nur fest, dass nach der Selektion in Auschwitz-Birkenau 486 Männer unter den Häftlingsnummern 186.645 bis 187.130 und 616 Frauen unter den Nummern 76.385 bis 76.489 und 80.000 bis 80.540 eingetragen worden sind. Am 2. Mai wurden 2698 Männer und Frauen in den Gaskammern der Todesfabrik getötet.

Durch die radikalen antijüdischen Maßnahmen sollte die deutsche Besatzungsmacht von der absoluten Verlässlichkeit des Sztóty-Kabinetts überzeugt werden. "Dank" der aktiven Mitarbeit der ungarischen Behörden konnte nun das Eichmann Kommando seine Mission im Rekordtempo erfüllen: für die Internierung der Juden sorgten jeweils territorial zuständigen Dienststellen der Polizei und der Königlichen ungarischen Gendarmerie. Einige SEK-Leite waren immer vor Ort als "beratendes Organ" (und darauf haben sie sich bei der Schuldfrage nach dem Krieg auch stets hartnäckig berufen). Ihre Aufgabe soll lediglich in der Vermittlung der "Erfahrungen bei der Entjudung" bzw. in der Kontrolle bestanden haben.

Auch in Ungarn verfuhr man nach dem bewährten NS-Fahrplan der Volksausrottung. Die Verfolgten wurden zunächst durch Reise- und Umzugsverbot am Ort gebunden und zur diffamierenden Kennzeichnung mit dem Judenstern verpflichtet oder zwangsumgesiedelt oder in Ghettos gesperrt. Später wurden sie in Internierungslager gebracht und zum Schluss in Viehwagen der Eisenbahn geladen. "Endstation" dieser Todeszüge war Auschwitz-Birkenau, bekanntlich eine der "Hochburgen" des industriellen Massenmordes.

Die in Ghettos "zusammengezogenen" Juden der ungarischen Provinz klammerten sich einstweilen an eine Hoffnung: Es ginge lediglich um eine Internierung bis Kriegsende, um irgendwelche saisonalen Landarbeiten innerhalb der Landesgrenzen. Während sie dem und anderen hoffnungsträchtigen, gezielten Falschmeldungen Glauben schenkten, wurde schon über ihr weiteres Schicksal verhandelt. Am 4. und 5. Mai fand am Wiener Rennweg unter Teilnahme von Experten der Deutschen Reichsbahn, der slowakischen und der ungarischen Eisenbahnen sowie der SS und des SD die sogenannte "Transportkonferenz" statt.

"Räder müssen rollen für den Sieg" war die Losung: Das Wichtigste war, die Bedürfnisse der Wehrmacht zufriedenzustellen und auf dem wegen der saisonalen Lieferungen überlasteten Schienennetz die benötigten Züge zur Verfügung zu stellen. Die Grundzüge der Deportation der Juden aus Ungarn wurden in Berlin nach "Schema F" ausgearbeitet. Die Konferenzteilnehmer hielten es – in einer immer prekärer werdenden Situation – für realistisch, täglich vier Transportzüge mit Deportierten abzuschicken und weiterzubefördern.

Für die "Übersiedlungsprozedur" wurden mehrere Transportrouten in Erwägung gezogen. Grundsätzlich sollten aber die Züge aus den östlichen Landesteilen über Kaschau (Kosice) bzw. die aus Westungarn über Pressburg (Bratislava) rollen. Nach der Routinearbeit der Wiener Konferenz kehrte Novak nach Budapest zurück, führte das Transportprogramm Wisliceny vor und präziserte dann den Entwurf mit den konkreten Angaben Ausgangsbahnhof, Abfahrtszeit, Zielbahnhof, Ankunftszeit, etc. Am 14. Mai wurden – unter

strenger Aufsicht von den “Beratern” des SEK – aus Nyíregyháza und Munkács die ersten, aus je 45 Waggons bestehenden Deportationszüge mit 3200 bzw. 3169 ungarischen “Transportjuden” abgeschickt. Die ungarischen Wachkommandos “erfüllten überall restlos ihre Aufgaben”. Manche Diensthabende ließen einige Judengruppen lediglich in Unterwäsche einwaggonieren.

Wir alle wissen heute, dass die alliierten Luftstreitkräfte im Sommer 1944 den planmäßigen Abtransport verhindern hätten können. Sie wären fähig gewesen, den Schienenverkehr nach Auschwitz lahmzulegen, die Gaskammern und Krematorien zu zerstören. Auch die slowakischen Partisanen unternahmen keinen einzigen Versuch zur Störung der Deportationen – obwohl die Deutschen solche Aktionen befürchteten. Hätte man sie wohl in Ungarn selbst verhindern können? Der Aufruf ungarischer Widerstandskämpfer kam nicht nur verspätet, er erzielte auch keinerlei Wirkung.

Eichmanns Stab, in erster Linie Wisliceny und Novak, schickten die “Judentransporte” unbehindert – hin und wieder höchstens durch einen Engpass an Waggons beeinträchtigt – nach Auschwitz. Die Todesfabrik bestätigte den “Eingang”. In der Meldung wurde auch immer genau vermerkt, wie viele jüdische Männer, Frauen und Kinder eingetroffen sind, wie viele Personen von ihnen zum Arbeitseinsatz und wie viele zur “Sonderbehandlung” beordert wurden. Diese Meldungen wurden vom SEK nicht weitergeleitet.

Auf dem Kaschauer Bahnhof hatte zu jener Zeit ein gewisser István Vrancsik Dienst, der über die durchfahrenden Todeszüge insgeheim Buch führte. Registriert wurden darin der Tag der Ankunft in Kaschau, der Ausgangsbahnhof sowie die Anzahl der ungarischen “Transportjuden”. Seiner Aufzeichnungen zufolge, die dank Anwalt Dr. Miklós Gaskó aufbewahrt worden sind, wurden in der Zeit vom 14. Mai bis 20. Juli mit 137 Todeszügen insgesamt 401.439 Menschen über Kaschau aus Ungarn deportiert.

In der Vorahnung ihres Todes in Birkenau, versuchten zweimal am 25. und 28. Mai mehrere Dutzend Leute die Flucht aus dem Lager, wurden aber von der SS, geleitet von Obersturmführer Franz Hössler, bei einer regelrechten “Treibjagd” im Scheinwerferlicht niedergeschossen.

Hitlers Bevollmächtigter und Gesandter in Ungarn, Edmund Veessenmayer, zog anhand der Berichte des Eichmann-Stabs am 11. Juli 1944 Bilanz. Das Ergebnis: Bis zum Vortag wurden mit 147 Transportzügen insgesamt 437.402 Juden – im Tagesdurchschnitt 12.056, pro Zug 3145 Personen – aus Ungarn deportiert. Vergleicht man die Aufzeichnungen von István Vrancsik und die des Eichmann-Stabs, so lässt sich eine Differenz von 10 Zügen und 35.963 Personen feststellen. Diese Diskrepanz erklärt sich teilweise dadurch, dass sechs Transportzüge nachweisbar in westliche Richtung führen und über Mosonmagyaróvár und Hegyeshalom das Land verließen. Die Westtransporte landeten in dem sogenannten Auffangs- oder Durchgangslager der Gemeinde Strasshof a. d. Nordbahn bei Wien. Rund 15 000 ungarische Juden konnten auf diese Weise der berüchtigten Auschwitzer Selektion entgehen.

### Zwangsarbeit im Burgenland

Über viele Arbeitsgruppen von deportierten Juden aus Ungarn, die über Strasshof a. d. Nordbahn nach Österreich in der ersten und zweiten Deportationswelle verschleppt worden waren, ist so gut wie keine Dokumentation vorhanden oder kam zumindest noch nicht zum Vorschein. Besonders vom Schicksal jener nach Österreich verschleppten Juden, die auf dem Gebiet des Waldviertel Arbeitseinsatz leisteten, hat man wenig Kenntnis. Über eine Einsatzgruppe mit Juden aus Debrecen wissen wir so viel, dass sie aus Strasshof nach Wien-Schwechat, später nach Wien-Floridsdorf und schließlich nach Krems gebracht wurde.

Verhältnismäßig problemlos verlief die Haftzeit der Deportierten aus Szeghalom. Nach einem erhalten gebliebenen Protokoll traf die aus Strasshof überstellte Gruppe am 1. Juli 1944 in Neudörfel ein und blieb bis zu ihrer Befreiung in der einst zu Ungarn gehörenden Gemeinde. Die 33 Häftlinge aus Szeghalom verrichteten vorwiegend Landarbeiten, die einzelnen Familien durften zusammenbleiben.

Im September 1944 wurde Ungarn zum strategischen Vorfeld Hitlerdeutschlands, Schutzpfeiler des Ostzuges zu der geplanten "Alpenfestung". Der nunmehr unaufhaltsame Vormarsch der Roten Armee, ihre militärische Überlegenheit veranlassten die Wehrmacht, eine neue, eine "feste" Abwehrstrategie mit einem Netz von mehreren Festungslinien auszuarbeiten. Allein auf ungarischem Territorium plante man fünf Schutzlinien, jeweils mit geläufigen Mädchennamen. Die östlichste Festungslinie, Karola, sollte in den Südhängen der Gebirge Zempléni, Bükk, Mátra entstehen, die nächste und stärkste, am meisten ausgebaute, Margit, verlief von Nagytétény bei Budapest am Nordufer des Velenceesee und des Balaton entlang bis Gyékényes (an der heutigen Staatsgrenze im südwestlichen Teil des Landes), danach gab es noch die Olga, Klára und Zsuzsanna. Und schließlich in der reichsdeutsch-(österreichisch-)ungarischen Grenzzone wurde das Befestigungssystem Ostwall bzw. Südostwall oder nach seiner späteren, offiziellen Bezeichnung die "Reichs-schutzstellung" geplant und errichtet.

Die grandiosen Entwürfe zeichneten den Ostwall ursprünglich, im September 1943 noch ganz woanders, nämlich entlang der Dnepr-Linie auf deutsche Generalstabskarten. Nach dem nicht weniger gigantischen Plan vom Sommer 1944 sollte der "Wall" nun von den slowakischen Kleinen Karpaten über Wien und Baden bis zum Gutenstein, von dort über den Schneeberg und den Wechsel bis Radkersburg und weiter in den kroatischen Raum Varasd (Varasdin) – Zagreb gebaut werden. Die genaue Linienführung der Stellungen stand erst nach langem Hin und Her fest. Im Oktober 1944 begannen dann an der westlichen Grenze Ungarns – vorerst nur auf reichsdeutschem Territorium – die Bauarbeiten der Reichsschutzstellungen.

Das Kommando dabei hatten überall die Politischen Leiter der Nationalsozialistischen Partei inne. Für technische Planung und Kontrolle zeichnete die Organisation Todt (OT-Einsatzgruppe Süd-Ost, Sonderbauleitung) verantwortlich, die Ausführung war aber auch vom Höheren Pionierstab stark mitbestimmt. Die Ausbaustäbe wurden von der Wehrmacht gestellt, doch den Ablauf der Bauarbeiten und die Priorität der einzelnen Bauabschnitte kommandierten in der Wirklichkeit meistens die Politischen Leiter der Nazipartei. Auch das Bewachungspersonal, die Bereitstellung der Schanzarbeiter und deren Unterkünfte oblag ausschließlich den Parteidienststellen der NSDAP.

Die Reichsschutzstellung bestand aus zwei Festungslinien: aus der Linie Niederdonau und der Linie Steiermark. Erstgenannte, die sich von der slowakischen Hauptstadt Bratislava südlich bis zum Gipfel des Geschriebenstein nahe des ungarischen Städtchens Kőszeg (Güns) hinzog, wurde in drei Abschnitte geteilt. Der nördliche Abschnitt verlief von der Hainburg-Bratislava-Linie bis Weiden am See am Nordufer des Neusiedlersees, die mittlere Strecke umfasste den Bereich zwischen dem Nord- und Südufer des Neusiedlersees etwa bis Sopron. Der Abschnitt Süd wurde von Sopron bis zum Geschriebenstein bei Güns angemerkt. Zu den vorgesehenen ausgiebigen Schanzarbeiten standen nun im Grenzgebiet "reichsdeutsche" Arbeitskräfte nicht ausreichend zur Verfügung. So forderten Edmund Veessenmayer und das Sondereinsatzkommando die ungarischen Militäreinheiten auf, Baukräfte zu stellen. Vom 2. November 1944 an wurden innerhalb einer Woche 15.000 bis 17.500 ungarische Juden, sogenannte Arbeitsdienstler, die in der Armee Zwangsarbeit zu leisten hatten, bei Hegyeshalom der SS übergeben.

Die durch deutsche Unterstützung an die Macht katapultierte Szálasi-Regierung kam dann auch den weiteren Arbeitskräfteforderungen eifrig nach. Sie startete am 20. Oktober ihre sogenannte "Judenaktion". Die Budapester Jüdinnen und Juden wurden zum Schanzbau um die

Hauptstadt abkommandiert. In der ersten Novemberwoche verordneten die verpflichteten die bislang nicht verschleppten hauptstädtischen Juden, die in sogenannten "Judenhäuser" lebten, sich an den angegebenen Sammelstellen zu melden. Infolge dieser "Aktion" wurden etwa 30.000 Budapester Juden von den Waffeneinheiten der ungarischen Pfeilkreuzlerpartei in das Sammellager der Ziegelei Óbuda (Újlak) getrieben. Ebenda waren auch die um Budapest eingesetzten jüdischen Schanzarbeiter interniert. Hier traten die zum Stellungsbau bestimmten jüdischen Männer und Frauen ihren qualvollen Fußmarsch in Richtung Westen an. Vom 6. November an wurden weitere Zehntausende ungarischer Juden an der damaligen ungarisch-deutschen Grenze der SS "bis Kriegsende leihweise" übergeben.

Über die unterwegs Umgekommenen stehen kaum Angaben zur Verfügung. In 46 Kreisstandesämtern des Komitates Győr-Moson-Pozsony (an der ungarischen Westgrenze) wurden lediglich 184 Todesfälle jüdischer Personen registriert. 122 von ihnen waren in Budapest wohnhaft. Bei den anderen stand in den Rubriken Wohnsitz und Name meistens die Eintragung "unbekannt". Von sehr vielen Opfern fehlt jede Spur, sind überhaupt keine Angaben überliefert.

Die zum Südostwallbau bereitgestellten ungarischen "Leihjuden" wurden, den Verteilungsdirektiven von SS-Obersturmbannführer Höß gemäß, zunächst nach Zurndorf jenseits der Grenze dirigiert. Von dort fuhren sie in Eisenbahnwaggons weiter – zum Festungsbau oder, einige Gruppen, zum Fabrikseinsatz tief ins Reichsinnere.

Da die Schutzlinie infolge der Geländegegebenheiten teilweise auf ungarischem Territorium geführt war, wurden etliche "Judentransporte" aus Zurndorf wieder auf ungarischen Boden zurückgeschickt. Diese Menschen wurden in Scheunen auf Bauernhöfen der grenznahen Siedlungen (u.a. Ágfalva, Balf, Fertőrákos, Harka Hidegség, Kopháza) "einquartiert". Doch ihre Bewachung oblag auch hier der SS, und sie wurden nicht besser behandelt – das gilt auch für die Insassen der vier Lager in Köszeg (Güns) – als ihre jenseits der Staatsgrenze arbeitenden Schicksalsgefährten. Sie galten immer und überall als Ausgestoßene.

In den drei Abschnitten der Festungslinie Niederdonau waren, nach den Forschungsergebnissen des österreichischen Historikers Leopold Banny, Deportierte und Kriegsgefangene – allesamt zu Unmenschen degradierte Parias, die nach nationalsozialistischer Auffassung Zwangsarbeit zu leisten hatten – aus mindestens zwölf Nationen im Einsatz. Sie hoben Schutzgräben und Unterstände aus, errichteten verschiedene Arten von Stellungen. Zahlreiche Erdwälle und Bunker stürzten kurz nach ihrer Fertigstellung ein. Gräben, die sich mit Grundwasser füllten, mussten ausgeschöpft und neu gebaut werden. Man versuchte die Stellungen mit möglichst vor Ort vorhandenem Baumaterial, wie Steinen oder Faschinen zu befestigen. Der rare Beton wurde kaum verwendet.

Zugunsten des Stellungsbaus wurden im Grenzgebiet der Gaue Niederdonau und Steiermark vielerorts ganze Wälder gerodet. Selbst Obst- und Weingärten fanden oft keine Schonung. Zahlreiche Äcker und Felder wurden durch die Gräben praktisch unerreichbar und unbestellbar. Dass solche Erdwälle in der modernen Kriegsführung nirgends einen dauerhaften und effizienten Schutz mehr bieten konnten, wusste im sechsten Kriegsjahr jeder Frontsoldat schon viel zu gut. Nur aussprechen wagte das keiner.

Der Reichsverteidigungskommissar im Gau Niederdonau, Dr. Hugo Jury, gab den einzelnen Stellungenbaustäben den Befehl, die arbeitsfähige österreichische Zivilbevölkerung im Grenzgebiet und – trotz des konstanten Arbeitskräftemangels – selbst die hiesigen Facharbeiter zum Schanzeinsatz zu beordern. Aus Wien und einigen anderen Bundesländern wurden auch Angehörige der Hitlerjugend herbefohlen. Ab Anfang Dezember verpflichteten die sogenannten Arbeitskorps der ungarischen Armee sogar die ungarische Zivilbevölkerung der grenznahen Ortschaften zum Schanzbau. Diese Männer und Frauen mussten täglich zum Einsatz ausrücken.

An dem 140 km langen Festungsabschnitt Niederdonau schanzten am 20. Jänner 1945 insgesamt 83.405 Menschen, davon 65.231 Nichtdeutsche. Am 5. März gab es 66.968 Schanzarbeiter, 54.276 gehörten nicht der deutschen Nation an. Im anschließenden Festungsabschnitt Steiermark Nord, der vom Geschriebenstein bis zum österreichisch-ungarisch-jugoslawischen Dreiländereck verlief, arbeiteten am 20. Jänner 1945 insgesamt 22.469 Festungsbauer (9836 Nichtdeutsche). Ihre Anzahl belief sich am 5. März auf 35.190 (bzw. 21.475). Über den Stand des Ausbaus im Festungsabschnitt Niederdonau wurde am 1. März gemeldet: 128 km Stellungen, 163,4 km Panzergräben, 90,1 km Drahthindernisse, 558,2 km Infanterie, 2826 Maschinengewehrschießstände und 2090 Deckungen und Unterstände.

Die nördlichste Festungsbaustelle befand sich im Gau Niederdonau bei Engerau (heute der 5. Stadtbezirk von Bratislava). In dieser Region von Engereau bis Kőszeg gab es zwanzig Zwangsarbeiterlager, in denen die Massen der ungarischen "Leihjuden" zwischen November 1944 und April 1945 ihr kümmerliches Dasein fristeten.

Das Arbeitslager Engerau am Festungsabschnitt Nord bestand aus zwei Hauptlagern, am Abschnitt Mitte gab es ein Lager zwischen Donnerskirchen und Purbach sowie eins in Siegendorf. Am Bauabschnitt Süd gab es je ein Lager in Fertőrákos, Schattendorf, Ágfalva, Sopron, Sopronbánfalva, Balf, Harka, Kópháza, Nagycenk, Hidegség, Ilonamajor und Deutschkreutz. Die am Bauabschnitt Kőszeg schuftenden 8000 Häftlinge wurden in vier Lagern untergebracht.

Auch in umliegenden Ortschaften wie Baumgarten, Bruck an der Leitha, Felixdorf und Lichtenwörth, Neudörfel a. d. Leitha, Neusiedl am See und Oggau waren Ungarn – ehemalige Hilfsarbeiter in der Armee, deportierte Juden – im Einsatz. Sie arbeiteten in Ziegelbrennereien und Steinbrüchen sowie an verschiedenen Festungsbaustellen.

Die NS-Bauleitungen ließen diese völlig wert- und sinnlosen Festungssysteme der Reichsschutzstellung in größter Eile erbauen. Die Schanzarbeiter mussten unsägliche, fürchterliche Martern erleiden, und infolge der brutalen Misshandlungen, durch Hungersnot und Erkrankungen gab es enorme Verluste an Menschenleben. Für die meisten Arbeitslager entlang des Südostwalls gilt die Regel, dass jeder dritte Häftling ums Leben kam.

Am 2. Dezember 1944 kamen in geschlossenen Viehwaggons 2000 jüdische Männer aus Budapest, die zuvor im Verband der ungarischen Armee den sogenannten "militärischen Arbeitsdienst" leisteten, in Engerau an. Die deutsche Bauleitung "Unterabschnitt Engerau" ließ sie in Gruppen zu je 150 Mann zusammenstellen und verordnete das Tragen des sogenannten "Judensterns".

Am Bau des Ostwalls waren außerdem noch Fremd- und Ostarbeiter – Franzosen, Jugoslawen und Ukrainer beschäftigt. Ebenso russische Kriegsgefangene, diese allerdings beim Einsatz wie im Quartier von den anderen streng abgesondert waren. Die ungarischen Deportierten waren nicht nur beim Schanzarbeiten eingesetzt, sie arbeiteten in erster Linie bei Waldrodung und im Steinbruch. Die Häftlinge wurden Tag für Tag schonungslos zur Arbeit angetrieben, und wer aus der Reihe fiel, wurde von den SA-Männern der Wachmannschaft auf der Stelle erschossen und notdürftig verscharrt. SS-Lagerkommandant Starzinski ließ dem Massaker freien Lauf, was ebenfalls zum steten Rückgang des Lagerbestandes beitrug.

Am 29. März 1945 wurde hier die Schanzarbeit eingestellt. Noch am selben Nachmittag metzelten die österreichischen SA-Wachleute die Häftlinge im Krankenrevier – 102 Männer und eine Frau – nieder. In der Nacht wurden die 1500 bis 1600 ungarischen Juden, die die Engerauer Zeit überlebten, in Marsch gesetzt. Wer nicht Schritt halten konnte und aus der Kolonne fiel, wurde ohne Umschweife niedergeschossen. Am 6. April kam diese Gruppe in Mauthausen an. Nach dem Krieg wurden auf dem Engerauer Friedhof fünf Massengräber entdeckt. Von den 560 exhumierten Leichen konnten 86 Opfer, ehemalige Häftlinge des Lagers, aufgrund ihrer vorgefundenen blutverschmierten Papiere identifiziert werden.

Am Festungsabschnitt Mitte wurden im Dezember 1944 insgesamt 700 ungarische Juden, ehemalige Zwangsarbeiter bei der ungarischen Armee, im geräumten Weinkeller einer Meierei zwischen Donnerskirchen und Purbach zusammengepfercht. Sie holzten Wälder ab und hoben Gräben aus. Neben der sinnlosen Schuferei machten ihnen die Misshandlungen und Gräueltaten ihrer Peiniger schwer zu schaffen. Besonders der österreichische Bauleiter am Streifen, Nikolaus Schorn, und der SA-Mann Otto Seitz taten sich in den Grausamkeiten hervor und luden viele Opfer auf ihr Gewissen.

In der Nähe der Einsatzstellen am Rande der Siedlung Donnerskirchen lagen überall Leichen umher. Jede von der Wache für "strafbar" gehaltene Handlung wurde mit dem Tode bestraft. Schorn "belohnte" die Täter für jeden umgebrachten ungarischen Juden mit zehn Zigaretten. Wenn Schanzarbeiter wegen Krankheit nicht ausrückten, drohte der brutale Bauleiter, sie an Ort und Stelle in ihrem Kellerquartier zu vergasen. Als "Naturtherapie" ließ er Schwerkranke im tür- und fensterlosen Stall des Meierhofs "isolieren", zum Zweck der "Fiebersenkung" ließ er die Unglücklichen nackt im Schnee liegen.

Dieses Schanzarbeiterlager wurde gleichfalls am 29. März 1945 geräumt. Die Häftlinge wurden in Fußmarsch gen Westen getrieben. Aus den nach dem Krieg exhumierten Gräbern nahe Purbach kamen die Leichen von 540 Deportierten zum Vorschein.

Weitere 1100 zum Ostwallbau beordnete Deportierte wurden in den Trocken- und Lagerräumen der Zuckerfabrik Patzenhofer in Siegendorf untergebracht. Sie hoben Panzer- und Laufgräben aus, bauten Straßensperren oder legten Schienen für die Eisenbahn. Ihr Einsatzgebiet erstreckte sich zwischen Siegendorf und Schattendorf, nahe Sopron. Die Überlebenden berichteten nachher einhellig, die Behandlung und Unterbringung seien in Siegendorf "erträglich" gewesen. Einige Erinnerungsberichte bekunden die Hilfeleistung der österreichischen Zivilbevölkerung. Auf Hinrichtungen und Martern verweisen keine der Angaben.

Laut Berichtsstand befand sich im März 1945 zwei Drittel der Häftlinge in miserablen körperlichem Zustand: Die meisten waren schon völlig entkräftet, verletzt oder krank. Am 25. März beerdigten sie in einem Papiersack ihren Häftlingskameraden János Vajda, Dichter und Journalist, dessen Tod in Siegendorf erst 1961 geklärt wurde. Bei der Evakuierung des Lagers wurden am 27./28. März schätzungsweise 300 bis 400 einsatzfähige Häftlinge in Marsch gesetzt, sie wurden später in Waggons verladen und landeten nach achttägiger Bahnfahrt in Mauthausen. In Siegendorf blieben nur die Kranken zurück, die am 1. April ihre Befreiung erlebten.

In Schattendorf, benachbart mit Siegendorf auf der österreichischen und mit Ágfalva auf der ungarischen Seite, wurde Anfang 1945 das Arbeitslager für ungarische Juden errichtet. Ihre Zusammensetzung zeigte ein recht buntes Gemisch, es gab unter ihnen welche aus Komárom, aus dem Internierungslager Győr, aus jenen jüdischen Gruppen, die man in der Kaserne bzw. in den Ziegeleien von Sopron interniert hatte, aber auch einige Reste von Kompanien aus dem früheren Militärarbeitsdienst. Meist hatten diese in dem geräumten Schulgebäude untergebrachten Häftlinge Laufgräben, manchmal auch Panzergräben auszuheben.

Abgesehen von dem auch hier stark hochgeschraubten Arbeitstempo berichteten die ehemaligen Schattendorfer Schanzer über eine "erträgliche" Behandlung seitens der SA-Wachmannschaft. Nach Meinung vieler Überlebender sei ihre verhältnismäßig annehmbare Lage von damals dem Umstand zu verdanken, dass die Wahrung ihrer Arbeitsfähigkeit im deutschen Interesse lag. Seuchen wie der Flecktyphus verschonten natürlich diese Häftlinge nicht. Bei der Evakuierung des Lagers wurden viele Kranke zurückgelassen, am 28. März 1945 setzten sich etwa 300 Deportierte unter SS-Aufsicht Richtung Mauthausen in Marsch.

Im Hof des Schattendorfer Hauses Hauptstraße 88 wurden später die sterblichen Überreste dreier ehemaliger Schanzarbeiter exhumiert. Diese namenlosen Opfer des Festungsbaus,

ehemalige Deportierte aus Ungarn, die wohl neben ihrem damaligen Quartier verscharrt worden sind, fanden 1956 auf dem jüdischen Friedhof von Mattersburg ihr Grab.

Bei Deutschkreutz südlich von Kópháza sollte ein weitverzweigtes Netz von Panzer- und Laufgräben entstehen. Den Angaben von Leopold Banny zufolge waren hier 5000 Ostarbeiter, 2000 ungarische Juden sowie Polen, Ukrainer und 30 französische Häftlinge im Einsatz.

Am 26. November trafen 1500 ungarische Deportierte weiblichen Geschlechts in Deutschkreutz ein. Sie hatten auf den Dachböden von Schafställen ihr dürftiges Quartier und verrichteten auf den Esterházy-Gütern Landarbeit. Bereits im Dezember wurde in ihren Reihen ein "Abgang" von 95 Personen registriert. In den letzten Tagen des Jahres wurden die fehlenden Arbeitskräfte durch Deportierte männlichen Geschlechts ersetzt, die vorwiegend zur Beschaffung von Baumaterial beschäftigt wurden. Die Bauleitung zeigte sich auch in dieser Hinsicht nicht besonders zimperlich: Die Grabsteine von jüdischen Friedhöfen – die einst hier ansässigen Juden waren schon längst vertrieben – wurden zum Bau von Unterständen und Straßensperren verwendet.

Die ungarischen Häftlinge fürchteten am meisten Rottenführer Scherer von der Lagerwache. Der SS-Mann hatte längere Zeit hindurch die Angewohnheit, jeden zweiten Tag 14 erschossene ungarische Juden begraben zu lassen. Es kam mehr als einmal vor, dass Scherer und seine Helfershelfer, zwei SS-Männer, die zum Verscharren beorderten Schanzarbeiter ebenfalls erschossen. In und um Deutschkreutz kamen insgesamt 650 deportierte Juden ums Leben.

Nach der dritten Welle der Deportationen 1944 befanden sich in den Arbeitslagern an der Festungslinie Niederdonau insgesamt 35.000 ungarische Juden. Bis April 1945 fanden 10.500 bis 11.500 Häftlinge – 3000 von ihnen im deutsch ungarischen Grenzgebiet – den Märtyrertod.

Entlang der Festungslinie Steiermark war es eine Seltenheit, wenn ein Arbeitslager in den Wirtschaftsgebäuden eines Dorfes eingerichtet wurde. Hier hat man als Häftlingsquartier eher Einzelgehöfte, alleinstehende Scheunen und Ställe oder geräumte Schulgebäude außerhalb oder höchstens am Rand der Dörfer bevorzugt. Für die Bewachung der Deportierten sorgten SA-Männer, österreichischer "Volkssturm", gelegentlich auch Ukrainer und kroatische Ustaschi, die mit den Deutschen kollaborierten.

Bis Ende März 1945 gibt es keine Angaben darüber, dass ungarische Juden am Stellungsbau bei Rechnitz eingesetzt worden wären. In diesem Bauabschnitt – lediglich 30 km von Szombathely entfernt – schanzten Fremdarbeiter aus vielen verschiedenen Nationen, ihre Anzahl schwankte zwischen 3000 und 5000. Die Bauleitung residierte im Rechnitzer Batthyány-Schloss, das Kommando über die Bauabschnitte Burg, Rechnitz I oblag Ortsgruppenführer Franz Podezin und das über Rechnitz II Josef Muralter.

Im Zuge der Evakuierung des Arbeitslagers in Köszeg wurden am 23. und 24. März 1945 nahezu 1000 ungarische Juden mit der Eisenbahn zum Unterabschnitt Burg gefahren. Dort stellte sich heraus, dass 200 bis 250 von diesen Leuten einsatzunfähig waren, sie wurden auf Befehl der NSDAP-Kreisleitung Oberwart unverzüglich nach Rechnitz weiterkommandiert.

Die völlig verlausten, verdreckten und ausgemergelten Unglückseligen kam am 24. März gegen 18 Uhr auf dem Rechnitzer Bahnhof an. Sie konnten kaum aus den Waggons klettern, drei Leute starben vor Erschöpfung. Josef Muralter ließ daraufhin die marschunfähigen ungarischen Juden per Lkw abtransportieren. Sie wurden in sieben Touren zum sogenannten Schweizer Meierhof von Rechnitz gefahren und dort in der Querscheune untergebracht. Um Mitternacht erließ Ortsgruppenführer Podezin den Befehl zur Liquidierung der Neuankömmlinge. Diensthabende der Waffen-SS zogen mit einigen Zwangsarbeitern auf die Flur der Meierei und ließen diese eine L-förmige Schanze graben. Der weitere Verlauf der Ereignisse lässt sich aus den Gerichtsakten der Wiener Staatsanwaltschaft von 1947 rekonstruieren. Die erschöpften Häftlinge wurden geweckt und splinternackt ins Freie

getrieben. Die aus dem Schloss gekommenen Nazi-Bonzen ermordeten sie in Gruppen von 50 Mann durch Genickschuss – oder töteten sie durch irgendeine andere Weise, einige wurden zum Beispiel erschlagen. Nur zwei, drei Häftlinge überlebten das Nächtliche Massaker.

Die Ermordeten wurden am nächsten Tag auf Befehl der Nazis von denselben ungarischen Zwangsarbeitern bestattet, die in der Nacht zuvor auch die “Schanze” auszuheben hatten. Diese Häftlinge mussten außerdem die zurückgelassene Kleidung und Ausrüstung der niedergemetzelten Opfer auf Lastautos verladen.

Den später an dieser Wiese vorbeiziehenden Fußtrecks bot sich ein trostloser Anblick: Blutspuren, Fleischfetzen, zerstreut herumliegende zerknüllte Fotos und Papiere überall.

Damit war die Rechnitzer Tragödie noch nicht zu Ende. Franz Podezin ließ die Unglückseligen, die die Nazis als Henkersknechte verwendeten, am 25. März in den Abendstunden nicht weit vom städtischen Schlachthof hinrichten. Sie wurden von den SS-Männern erschossen bzw. teilweise wahrscheinlich erschlagen, denn bei der Exhumierung der Leichen am 22. März 1946 kamen auch zertrümmerte Schädel zum Vorschein.

In der Zeit von 23. März bis 29. März 1945 befanden sich mehrere hundert ungarische Häftlinge in Rechnitz. Die Frauen gruben Laufgräben aus bzw. hielten diese instand, die Männer bauten Straßensperren und unterirdische Bunker. Die systematische Vernichtung dieser Menschen dauerte bis zum letzten Tag der Schreckenszeit an.

Ungarische Deportierte schanzten auch in den nahegelegenen Ortschaften Schachendorf und Schandorf südlich von Rechnitz. Im Jänner 1945 hatte das Lager Schachendorf 3000 Insassen, die, von den üblichen Beschimpfungen und Schlägen abgesehen, hier eine erträglichere Behandlung und eine bessere Verköstigung erhielten als ihre Schicksalsgefährten in den anderen Lagern der Reichsschutzstellung. (Das Lager stand unter dem Kommando eines invaliden Hauptmanns Neuss oder Neiss.) Trotz strengen Verbots erhielten die Deportierten von den Dorfeinwohnern gelegentlich Hilfestellung, zusätzliche Lebensmittel, was zum Überleben der Häftlinge beitrug.

In der zweiten Februarhälfte gab es im Lager eine Selektion. Die dauerhaft arbeitsfähigen eingestuft gesunden Zwangsarbeiter wurden über Wien nach Dauchau überstellt, und sie mussten fortan in der dortigen Munitionsfabrik Arbeitseinsatz leisten. Der Lagerbestand sank dadurch nur geringfügig und überhaupt lediglich vorübergehend, denn die ungarischen Pfeilkreuzler sorgten schnell für Menschennachschub. Mitte März lag die Häftlingsstärke bei 4000 bis 5000.

### Todesmärsche in Österreich

Die meist in Fußmarsch deportierten ungarischen Juden erlitten ab Ende März 1945 auf dem Gebiet des heutigen Österreich zwei größere Todesmärsche. Der eine hatte das Konzentrationslager Mauthausen bei Linz zum Ziel, der andere führte aus dem überfüllten KLM ins Nebenlager Gunskirchen.

Am 24. März wurden die ersten jüdischen Gruppen vom Ostwallbau nahe der damaligen, mit Ungarn gemeinsamen Ostgrenze des Reichs Richtung Mauthausen in Marsch gesetzt. Der – bis heute denkwürdige – Menschenzug dauerte noch in der ersten Aprilhälfte an.

Die aus Raum Sopron, Szombathely, Kőszeg und Körmend sowie aus dem Umfeld der steirischen Hauptstadt Graz weitgehend in Fußmarsch, zum Teil per Eisenbahn deportierten Transporte zählten 500 bis 2000 Personen. Die überwiegende Mehrheit der Deportierten stammte aus Ungarn, doch unterwegs wurden die Trecks aufgefüllt durch jüdische Häftlinge aus Polen, Rumänien, der Slowakei und der Karpaten-Ukraine, durch Zigeuner und allerlei

Typen der Zwangsarbeiter. Die Getriebenen ließen am Tag oft mehr als 40 km hinter sich (im Gebirge verlangsamte sich das Tempo zusehends).

Zu je einer Transportgruppe von 1000 Mann gehörte mindestens eine 15- bis 20-köpfige Wachmannschaft. Es waren Angehörige der Volkssturm-Formation, notdürftig bewaffnete Zivilisten, die Armbinde, Gewehr und gelegentlich auch Handgranaten trugen. Viele dieser Menschen fühlten sich jetzt, kurz vor dem Zusammenbruch, in Stich gelassen, waren enttäuscht, nervös und wütend, und nicht wenige versuchten ihre Ängste an den armseligen Häftlingen, den “Auslösern des Krieges”, den “Feinden des Reiches”, den “gemeinen Verbrechern” abzureagieren.

Rufe wie “Weiter!” oder “Vorwärts!” haben den sich schleppend nähernden, zerfetzten Gespensterzug schon von weitem angekündigt. Beim Vorbeiziehen der Gruppen waren immerfort Schläge, Fußtritte, das Hinfallen kraftloser Körper zu hören. Die Marschierenden wälzten sich wie eine im Regen zermalmte Masse, wie stinkende Klumpen vorwärts. Ihr Leiden wuchs noch, als die SS- und SA-Verbindungsmänner, nationalsozialistische Parteibeauftragte, die in der chaotischen Endphase immer mehr verunsicherte Bevölkerung gegen die Vorbeiziehenden aufhetzten. In manchen Gemeinden mit Erfolg.

In Eisenerz wurden die mühsam nach Mauthausen ziehenden Juden von aus dem Saal strömendem Kinopublikum bespuckt, mit Steinen beworfen, grausam verspottet. Besonders aggressiv zeigten sich die Mädchen und Jungen, “Zöglinge” der nationalsozialistischen Jugendorganisation Hitlerjugend.

Solche Marschzüge passierten Oberwart, die heutige Steiermark auf der Marschroute Hartberg – Graz – Bruck a. d. Mur – Leoben – Trofaiach – Eisenerz – Hieflau – Liezen – St. Gallen, und etwa 2000 ungarische Juden legten die Strecke Graz – Voitsberg – Judenburg – Fohnsdorf – St. Johann – Trieben – Rottenmann – Admont – St. Gallen zurück.

Auch im Raum Steyr und im Enns-Tal hinterließen die Fußkolonnen erschütternde Spuren. Wie es aus den späteren Prozeßakten beweiskräftig hervorgeht, haben die Wachmannschaften alle Marschunfähigen und Verletzten an Ort und Stelle kaltblütig erschossen, manchmal sogar erschlagen. Manche verendeten vor Schwäche, andere lagen mit zerquetschtem Schädel im Graben am Wegrand.

Die vom Nordabschnitt des Ostwalls verschleppten ungarischen Häftlinge wurden insbesondere in Bruck a. d. Leitha konzentriert. Anfang April hat man sie dann aus Deutsch-Altenburg gemeinsam mit den aus Engerau gekommenen Deportierten auf Schleppern nach Mauthausen befördert. Für Häftlinge aus den Arbeitslagern am mittleren und südlichen Bauabschnitt gab es im 1000jährigen Steinbruch von St. Margarethen eine erste größere Sammelstelle. Die Rast bedeutete aber noch lange keine Erholung. SS-Angehörige stießen hier vom Felsrand riesige Steinblöcke hinunter und töteten damit etliche Häftlinge.

Bevor diese Sammelstelle erreicht werden konnte, ereigneten sich unterwegs so manche SS-Massaker. Noch auf ungarischem Boden in Hidegség-Ilonamajor, Kópháza sowie – am 31. März mit 244 Opfern – in Nagycenk bzw. – am selben Tag mit 183 Toten und 5-6 schwer verletzten Überlebenden in Balf. Etwas südlicher, in Rechnitz kam es am 24. und 25. März zu einem Blutbad: Es wurden 200 bis 250 ungarische Juden erschossen. Am 29. fielen bei Deutsch-Schützen 56 waffenlosen Militärdienst leistende Juden unmittelbar vor Abgang des Evakuierungsmarsches dem Mordrausch der SS-ler zum Opfer.

Der Fußmarsch von St. Margarethen dauerte ohne Rast und Ruh die ganze Nacht an. Als die Kolonne beim Überqueren des Leitha-Gebirges Loretto erreichte, wurde ihr ein fürchterlicher “Empfang” zuteil. Vermutlich im voraus benachrichtigte SS-Einheiten stellten sich beiderseits am Wegrand auf und schlugen mit Gewehrkolben, Knüppeln und Weinstöcken auf die vorbeiziehenden Häftlingsfrauen und -männer kräftig zu, während diese in ihrer Furcht auf der verengten Straße einander umrennend, trampelnd vor den Hieben die Flucht zu ergreifen versuchten.

Auch bei St. Pölten kam es wiederholt zu Gräueltaten, die in unbekannter Anzahl Todesopfer forderten. Hunderte zogen sich Wunden und Verletzungen, oft sogar bleibende Schäden zu. Blutige Verluste erlitten die Gruppen ungarischer Juden, die zuvor an der Festungslinie Steiermark Nord Zwangsarbeit geleistet haben und aus Raum Kőszeg, Rechnitz, Strem evakuiert worden sind. Vor allem bei Eisenerz und im Enns-Tal, wo die engen Passagen, überhaupt die geographischen Begebenheiten keinen Aus- oder Fluchtweg gewährten, mussten die Marschierenden immer wieder Attacken verschiedener SS-Mannschaften erleiden.

An der Straße nach Präbichl mit einer Steigung von 18 %, zwischen Leoben und Eisenerz bzw. auf der Strecke von Eisenerz nach St. Gallen haben bewaffnete SS-Männer mit aktiver Hilfe von "Volksstürmern" Hunderte erschossen oder schwer verletzt. Die meisten Gruppen, die nach Evakuierung der zum Ostwallbau eingerichteten Arbeitslager in Bewegung gesetzt worden sind, legten die gesamte Strecke durch die Steiermark und das Alpengebirge bei Eisenerz und Enns-Tal – neben den Strapazen stets auch den brutalen Attacken der SS ausgesetzt – in Fußmarsch zurück und erreichten im Schnitt in 15 bis 20 Tagen das Lager Mauthausen.

Der österreichische Forscher *Stefan Karner* kam zum Schluß, in den nach Mauthausen getriebenen Marschzügen seien "über 10.000" ungarische Juden durch das steirische Land gezogen. Ihm gelang Einzel- und Massengräbern mit Überresten ungarischer Opfer in Nestelbach, Klöch, St. Johann am Tauern, Weißkirchen, Salla und Schemmerhöhe zu registrieren.

Manche Gruppen wurden in Felixdorf oder Gramatneusiedl in Güterwagen verladen. Während der Fahrt gab es für die meisten Häftlinge absolut keine Verpflegung. (Auf die auch zuvor minimale Lebensmittelversorgung mußten die marschierenden Massen ebenfalls verzichten. Die Hungernden sammelten unterwegs – soweit es ihnen überhaupt zugelassen wurde – jedes irgendwie Eßbares: Schnecken im Straßengraben, Rapsblüten auf den Feldern, frischgrüne Baumtriebe in Gärten und Waldlichtungen.) Die per Eisenbahn Beförderten landeten manchmal nach direkter Durchfahrt gleich in Mauthausen, andere Gruppen wiederum mußten – infolge des durch Bombenangriffe schwer beschädigten Schienennetzes der deutschen Reichsbahn – drei, vier Tage auf offener Strecke stehen. Die Häftlinge haben sich da, so gut wie möglich, selbst versorgt: Kräuter und Schnecken im Wasser gekocht. Der Trinkwassermangel bereitete dabei vielen das größte Problem, auch daß sie durch die Enge immer mehr verlaust waren. Einige Gruppen landeten nicht im KZ-Mauthausen, sondern wurden in Fußmarsch gleich weitergeschickt – in das am 13. April in Gebrauch genommene, halbfertige Waldlager bei Gunskirchen.

SS-Standartenführer *Franz Ziereis*, Lagerkommandant in Mauthausen, sagte (bereits in amerikanischer Vernehmung) in Bezug auf die April-Evakuierungen aus, vom Ostwallbau "sollten 50.000 Juden nach Mauthausen marschieren. Ein geringer Anteil davon ist tatsächlich eingetroffen". Laut österreichischer Forschungsergebnisse belief sich die Zahl der Verluste bei Evakuierungen auf Straße, Schienen und zu Wasser bis zur Endstation Gunskirchen auf 8000 bis 10.000 Personen. Zu genaueren Angaben gelangt man allein durch umfassende Lokalforschungen sowie Sichtung und Erschließung von Dokumentationen damaliger US-Militärkrankenhäuser.

Die nach und nach eingetroffenen Gruppen wurden nur noch gelegentlich registriert, denn die Lage im bereits bis zur Unerträglichkeit überfüllten Hauptlager geriet immer chaotischer. Das Gedränge wuchs im Zeltlager von Tag zu Tag an. Am 20. April befanden sich hier bei einem Gesamtstand von 5802 registrierten Häftlingen 5435 Männer und 367 Frauen. Der einstige Hauptschreiber im Lager, Hans Maršalek, schätzte die Gesamtzahl der nicht registrierten Häftlinge auf 12.000 bis 15.000. Seine ungefähren Angaben über die April

1945 in Mauthausen eingewiesenen ungarischen Häftlinge decken sich mehr oder weniger mit der 1945 auf 17.000 taxierten Größenordnung.

Zwischen 30. März und 25. April wurden die kleineren Nebenlager, die die Rüstungs- und landwirtschaftliche Betriebe mit Arbeitskraft versorgt haben, geräumt. (Unter anderen die Nebenlager Peggau, Leibnitz, Floridsdorf I und II, Saurer-Werke Wien, Hirtenberg, Melk, Amstetten, Wiener Neustadt und Wiener Neudorf.) Die gefähigen Häftlinge wurden in Kolonnen verteilt nach Mauthausen, Gusen oder ins Nebenlager Ebensee geführt. Kranke wurden bei der Evakuierung bis auf im Lager Saurer-Werke und Loiblpass überall “umgelegt”, erschossen oder durch Herzinjektion ermordet.

Am 25. April wurden in Mauthausen (ohne Zeltlager) 18.722 Häftlinge registriert, davon 17.649 Männer und 1073 Frauen. Es existierten um diese Zeit nur noch 18 Nebenlager. Folgende Aufstellung zeigt eine Übersicht über ihren Häftlingsstand:

Donauschiff	ca. 700	Loiblpass	983
Ebensee	18.604	Passau I	35
Gunskirchen	ca. 15.000–18.000	Schloß Lind	20
Gusen I - II - III	ca. 21.000	Schlier	472
Klagenfurt	86	St. Lambrecht	79
Lenzing	565	Steyr	3090
Linz II	208	Weis	327
Linz III	4985	Mauthausen– Zeltlager	ca. 2800

Die zuletzt angekommenen Gruppen konnte Mauthausen nicht mehr aufnehmen, für sie gab es nicht einmal im Zeltlager Platz mehr. Sie lagerten trotz Nachtfrost unter freiem Himmel und wurden obendrein von einem schweren Bombenangriff überrascht. Lagerkommandant Ziareis entschied nun am 14. April mit seinem Kommandostab, das neu hinzugekommene Häftlingsheer nach Gunskirchen zu überstellen, in das sogenannte Waldlager, wo die dreizehn jeweils 800 qm großen Baracken in einem dichten Nadelwald angelegt waren. Aus Mauthausen wurden die zumeist ungarischen Häftlinge ohne Rücksichtnahme auf Alter und Geschlecht in dieses halbwegs fertiggestellte Lager ohne Wasserleitung überwiesen.

Die erste etwa 5000 Personen starke Häftlingsgruppe wurde am 16. April Richtung Gunskirchen in Bewegung gesetzt. Zwei weitere Fußkolonnen machten sich am 26. bzw. 28. auf den Weg. (Das Zeltlager wurde am 29. teilweise aufgelöst, 2808 Personen wurden aus dem Häftlingsstand “gestrichen”.) Die 55 km lange Strecke legten die völlig Entkräfteten unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte innerhalb von drei, dreieinhalb Tagen.

Lediglich 4 km vom KZ-Mauthausen entfernt führte eine Doppelbrücke über die Donau. Schon diese kurze Strecke forderte von den Marschzügen 800 Opfer. Wer ein wenig taumelte, aus der Reihe tritt oder im Begriff war, sich zu setzen oder zusammenzubrechen, den traf sofort eine Todeskugel. *“Wer nicht mehr gehen konnte, den versuchten wir – so gut und so lange es ging – mitzunehmen. Oft schleppten wir einen längst Toten mit uns”* – erinnerte sich der am 28. März von Donnerskirchen in Marsch gesetzte *László Jónás*.

Über die Opfer der Gunskirchener Todesmärsche liegen weder Namenlisten noch irgendwelche sonstige Datenaufstellungen vor. Die Verluste auf 6000 zu schätzen, scheint übertrieben, eine reelle Einschätzung der Todesfälle steht noch bevor. Bis heute stößt man entlang der ehemaligen Marschrouten von Mauthausen bis Gunskirchen (Mauthausen – Ennsdorf – Asten – Rohrbach – Ansfelden – Hasenufer – Pucking – Weißkirchen – Schleißheim – Thalheim – Gunskirchen) zuweilen auf Überreste von Parias, die die

Bewachung am Wegrand verscharren bzw. tot oder schwer verletzt einfach liegen ließ. Allein die kurze Strecke zwischen den Gemeinden Windpassing und Ennsdorf säumten 33 Leichen. Auf dem Friedhof Locher der Kleinstadt Enns wurden 1965 die Leichen von 85 ehemaligen Häftlingen exhumiert.

Der schreckliche Anblick der Vorbeiziehenden veranlaßte in St. Florian einige Ortsbewohner, den Armseligen heimlich etwas Lebensmittel zuzustecken. Sie wurden von den SS-Männern vertrieben. Die Bestien ließen auch nicht zu, daß manche Häftlinge ihren Durst am Marktbrunnen stillen wollten. Die Mutigen wurden kaltblütig erschossen.

In dem über Ansfelden getriebenen Marschzug befanden sich auch Mädchen und Frauen, darunter Mütter mit ihren Kindern. Die bewaffneten SS-Angehörigen mordeten auch hier wahllos. Bei Kremsdorf wurde eine vor Erschöpfung zusammensinkende Mutter vor Augen der Kinder erschossen. Ihre Leiche warf man von der Krems-Brücke in den Fluß. Bei Samersdorf mußten französische Kriegsgefangene die Leichen einsammeln und verscharren.

Eine 1000köpfige Kolonne passierte am 17. April Weißkirchen, wo acht Häftlinge erschossen wurden. (Über 119 Opfer dieses Marschzuges weiß man, wo sie begraben sind.) Im Pfarramt wurde das Vorüberziehen der Häftlingsmasse dokumentiert.

Ebenfalls nach einer Kirchenchronik wurden auf der Straße zwischen Pucking und Schleißheim die Leichen von 120 ehemaligen Zwangsarbeitern gezählt. In Schleißheim errichteten die Ortsbewohner später für 60 Todesopfer eine Gedenkstätte. Auf dem Thalheimer Friedhof liegen 15 Marschopfer begraben. Eine ganze Reihe von Fakten beweisen, wie unverhüllt und brutal die Terrormaschinerie tobte – entlang der ganzen Linie bis zum letzten Tag.

Im Nadelwald bei Gunskirchen trafen ab 18. April die ersten Marschgruppen ein; die letzten, den höllischen Weg Überlebenden erreichten in den ersten Maitagen die Waldbaracken. Wels II – wie Lager Gunskirchen am Rand der Gemeinde Edt genannt wurde – war das zuletzt errichtete Nebenlager des Mauthausener Hauptlagers. Jüdische Häftlinge gab es hier ab dem 12. März. Der Häftlingsstand lag am 1. April bei 2020, konnte aber bis Monatsende an die 10.000 heranwachsen, laut Hans Maršalek mag die Häftlingszahl gar 12.000–15.000 erreicht haben. Die zum Fürchten abgemagerten, zum großen Teil ungarischen Häftlinge starben massenhaft an Darmkatarrh- und Typhusepidemie sowie durch andere Krankheiten, die infolge der ständigen Hungersnot und der fehlenden Hygiene aufgetreten sind.

Die Gunskirchener Wachmannschaft machte zwar von ihren Gewehren Gebrauch und schoß in die Reihen der sich aufstellenden Häftlinge, zur Massenvernichtung blieb ihr jedoch keine Zeit mehr. Um so tödlicher zeigten sich die Zustände. Die eng zusammengepferchten Menschenmassen – unter ihnen 1200 Frauen und Kinder – fanden keine Ruhe, keinen Schlaf. Hunger und Typhus dezimierten ihre Reihen. In dieser höllischen Situation ließen sich einige, zum nicht menschenwürdigen Dasein gezwungene Parias demoralisieren. Indem sie tagelang auf nassem Boden im Dunkel lagerten, fielen viele in Apathie. Andere hatten vor Schmerz Wut- und Wahnanfalle. Manche rangen mit ihren Wahnvorstellungen, und es gab welche, die um ein Stück Brot zu töten bereit waren.

Am 5. sind amerikanische Truppen kampflos in Linz eingezogen. Die Häftlingsheere von acht Lagern – darunter Linz II und III, Grunskirchen und Lenzing, die Nebenlager Schloß Lind und Steyr – wurden aus den Krallen der SS befreit. Mobilisierte Einheiten der 11. Division der 3. US-Armee erreichten am selben Tag das Hauptlager Mauthausen.

## **Zusammenfassung**

In der letzten Phase der Massenvernichtungen gegen das europäische Judentum war die SS – infolge der sich aus ihrer Sicht immer verschlechternden Kriegslage – gezwungen, die in Frontnähe geratenen Konzentrationslager zu räumen. Die getroffenen Maßnahmen zur Evakuierung waren überstürzt und widersprüchlich, aber auf jeden Fall gegen die ausgelieferte Häftlingsschar gerichtet.

Auch der immer näher rückende Zusammenbruch des Reichs eines Adolf Hitlers trug dazu bei, dass die Evakuierung mangels Transportmittel in den meisten Fällen einen Fußmarsch bedeutete. Die auch bislang jämmerliche Versorgung verlor noch mehr an Quantität und Qualität, wurde dem Zufall preisgegeben oder blieb ganz aus. Oft durften die Getriebenen nicht einmal Wasser trinken.

Die Wachmannschaften reagierten ihre eigene Unsicherheit, Wut, Frust und Ängste an den Häftlingen ab. Daher entarteten die eigentlichen Evakuierungsmärsche rasch zu wahren Todesmärschen. Die Bewachung veranstaltete ein unendliches Massaker, eine ewige Mordarie gegen die geschwächte, entkräftete Häftlingsmasse.

Nur wenige wagten einen Fluchtversuch, denn es gab keine günstigen Fluchtwege oder Verstecke. Ab und zu leistete ihnen die Zivilbevölkerung Hilfe, doch das geschah nur selten und vereinzelt, vor allem wegen der gehässigen Hetzkampagne. Es kam auch vor, daß die Bewachung die Hilfeleistung vereitelte; und das gutwillige Bemühen einiger Ortsbewohner, mit Lebensmitteln oder Wasser auszuhelfen, wurde brutal unterbunden.

Nach unseren Forschungen befanden sich in den meisten Todesmärschen auch – mal kleinere, mal größere – Gruppen aus Ungarn. Was sie durchgemacht haben, konnten wir aus Erinnerungsberichten der Überlebenden kennenlernen bzw. wissenschaftlich aufbereiten. In den vergangenen Jahrzehnten blieb die ungarische Forschung einer zusammenfassenden Darstellung der Geschichte der Todesmärsche schuldig. Wir hoffen, daß in Zukunft mit Hilfe gemeinsam durchgeführter deutsch-ungarischer Projekte (eventuell unter österreichischer Mitwirkung) auch bisher fehlende Angaben über die Verluste ermittelt und unsere Kenntnisse erweitert werden können.